

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 39 (1929)
Heft: 5-6

Artikel: Meine Sprachgeschichte
Autor: Haas, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788250>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

trost der Nachwelt übergeben: dies Haus werden weder Platzregen noch Winde (es hat schon manche ausgehalten; denn was gut und zwingend ist, wird vielen unbequem) umzustürzen vermögen. Die Wahrheit hat auch er nicht entdeckt, und kein Irdischer wird sie entdecken; in Werken wie dem seinen aber leuchtet das Werden der Wahrheit mächtig auf. Dr. *Werner Günther*, Neuchâtel.

Meine Sprachgeschichte.

Von H. Haas, Bern.

Ein Jahrzehnt beschäftigt mich, wenn nicht andauernd so doch zeitweilig sehr stark die Frage nach dem Werden meiner Sprache, meiner Sprachen sollte ich sagen; denn es handelt sich hier um eine Zweisprachigkeit, um eine merkwürdige Mischung von natürlicher (aus dem engen täglichen Verkehr mit Angehörigen verschiedener Sprachfamilien entstandener) und künstlicher (aus erzieherischen und sozialen Gründen im Elternhaus gewollter) Zweisprachigkeit, deren Vor- und Nachteile ich oft erfahren durfte und musste. Mit diesen Erfahrungen zum Teil aufs engste verknüpft ist mein jungendliches Fühlen und Denken, damit teilweise auch mein Handeln, also mein Leben. Von diesem zu schreiben lag mir fern; so blieb auch die Geschichte meines Sprachlebens ungeschrieben. Und wenn ich heute aus dieser Zurückhaltung hervortrete, geschieht es einer freundlichen Aufforderung und Ermunterung zu liebe und in der Hoffnung durch ein konkretes Beispiel die Vor- und Nachteile einer Zwei- oder Mehrsprachigkeit; welcher heutzutage aus gesellschaftlichen und hauptsächlich geschäftlichen Gründen immer noch übertriebene Wichtigkeit beigemessen wird, ins richtige Licht zu setzen.

In einer ausgesprochenen Zweisprachen-Stadt, in Biel, geboren, war ich eigentlich von der Wiege an bestimmt, auf einer zweigleisigen, immer sich schneidenden Sprachbahn zu schreiten. Es ist dies das Los aller, die auf dem breiten, nach Norden und Westen gelappten Band der deutsch-welschen Sprachgrenze geboren und auferzogen werden und einmal der Jurasenke entlang, dann wieder durch die Klusen in die Juratäler selbst wandern — wie es das Schicksal vieler Uhrmacherfamilien mit sich bringt.

Man blickt hier in eine eigenartige Völkerwanderung mit all ihrer aufbauenden, zersplitternden, sogar vernichtenden Gewalt hinein, in ein Abwandern von Arbeitskräften aus dem Oberaargau der Aare entlang über Solothurn, Grenchen, nach Biel, dann nach den Talschaften im Innern des Jura.

Zu dieser Art von Auswanderern gehörten nicht nur meine Eltern, sondern auch meine Grosseltern väterlicherseits. Die Grossmutter war eine Bauerntochter von Ins (Anet). An der Sprachgrenze wohnend sprach sie deutsch und einigermaßen französisch. Der Grossvater, der Maurermeister, stammt von Rumisberg im Oberaargau. Schon als junger Mann baute er in den Dörfern und Städten westlich von Biel

und gründete nebst vielen Häusern in dem damals teilweise abgebrannten Ins auch seine Familie. Mit ihr zog er nach Rumisberg, später nach Perrefitte bei Moutier (Münster), also aus einem zweisprachigen Gebiet, wo das Berndeutsche vorherrscht, in ein anderes, wo das Französische (und was für ein Französisch) stärker war.

Und wie es meinem Vater erging, der als Kind und Jüngling schon all den Einflüssen der Sprache und Sitten, welche solche Ortsänderungen zur Folge haben, unterworfen war, so auch mir. Mein Vater, der neben der berndeutschen Mundart die Schriftsprache und das französische Akzent — aber nicht stilrein — beherrschte, holte sich sein Ehegespan in der alten Heimat, in Wangen an der Aare, wo seit 1871 jedermann seinen Stolz darein setzte, „Französisch“ sprechen zu können. War doch damals eine Anzahl französischer Soldaten der Bourbakiarmee dort interniert gewesen, wobei, wie 1798, eine Unmenge französischer Wörter in den mundartlichen Sprachschatz eindrangen.

Meine Mutter erzählte oft mit Freuden, wie sie unter anderem als zehnjähriges Mädchen „Schlissli“ (von zerschleissen) zu Verbandzwecken gerupft und Strümpfe gestrickt, und wie sie damals schon, nicht erst bei Madame L. in Grandvaux, französisch parliert habe. Wie oft brachte sie mich mit einigen Musterbeispielen des Wangener-Französisch (das man von Hanns Indergand aus einem Wiedlisbacherlied zu hören bekommt) zum Lachen, so etwa mit

Voilà la Geisle derrière la Stubetür,
pour chlepfe les vaches,
pour chercher un Füederli Heu;

oder mit der Antwort auf die Frage:

Est-ce qu'on est bientôt à Soleure?
Oui, voici la Brugg, contre la Stutz,
voulez-vous Attiswyl, schnurstracks Soleure!

Es sind dies Beispiele, wie sie meine Schwester und ich mit Vorliebe vermehrten. Ein Spielen mit zwei Sprachen! — Später wurde daraus ein Kämpfen, ein Ringen nach Abklärung, Vertiefung, Durchdringung des Deutschen und des Französischen, ein herzinniges Festhalten des Mundartlichen, des Berndeutschen, das mir meine Mutter so kräftig übermittelt hatte, das mir aber das Wohnen in vielen Kantonen und daher neuartigen Sprachgebieten der Inner- und Ostschweiz verflachen wollte. Früh schon war mir dieser Kampf bewusst. Ich wollte sowohl im Urner- und im Glarnerland als auch im Thurgau — Berner sein, durch die Sprache, nicht durch die uns angerühmte Langsamkeit. Ein paar Sätzchen sinds, die mir aus jener jugendlichen Kampfzeit gegen die „Uerner, Flicch und Tifel“, gegen die „Hend und Wend“ noch in Erinnerung geblieben sind, Sätzchen, mit denen ich etwa mein Berndeutsch zur Geltung bringen wollte:

Du chasch mr chüderle! Das isch e Präschellele!
Tue nid so challele (ll wie u)!

Doch ich greife damit weit vor, ganze zehn Jahre, in eine Zeit, da ich unter den Mängeln meiner zwei „Fremdsprachen“ litt und in

der berndeutschen Mundart Mutter- und Heimatsprache liebte, in ihr Trost und seelischen Ausgleich suchte.

Nun denn, ad fontes! Welches waren die Urquellen meiner Sprachkenntnisse? Nebst den ererbten Anlagen sicherlich die Umwelt, also meine Eltern und Verwandten, die Kameraden, die Alltags- und die Sonntagsschulen mit all den damit verbundenen Erlebnissen, insbesondere aber der Schulweg, die Gasse, die Öffentlichkeit.

Wenn ich meine Mutter nach den Verschen und Liedlein frage, die mich in Schlaf wiegten, mein Schreiten oder Hopsen begleiteten, mein Gemüt beruhigten oder zur Lust erregten u.a.m., so erzählt und sing sie mir aus ihrem schier unerschöpflichen Born vor, und ich erlebe meine eigene und meines jüngsten Bruders Jugend. Mit den gleichen Liedchen, die ich wohl selbst von meiner Mutter gehört hatte, wiegte ich mein leider gar früh verstorbenes Brüderchen in Schlaf. Einmal wirkte das französische, immer in neuem Tonbild sich wiederholende

Dos, dos, mon p'tit poupon.....

ein andermal das deutsche stimmungsvolle

Schlaf, Kindlein, schlaf!
Der Vater hütet d'Schaf,
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindlein, schlaf!

Meine ersten Schritte begleitete das später bei gemeinsamen Wanderungen noch öfters gehörte

Eins, zwei, drei, lüpfet eui Bei,
Lüpfet eui Bei, Bei, Bei,
So chömemer wieder hei-hei-hei..... usf.

Auch an Reigenliedchen fehlte es in unserer Kinderstube nicht. Da war das lustige

Oignons à bon marché,
Vingt et quatre le panier.
Aux oignons, aux oignons!
Mad'moiselle, tournez le dos!

wobei man zu zweien mit gegenseitig verschränkten Armen wie beim deutschen Verschen

Chum mer wei ga wandere,
von einer Stadt zur andere...

auf und nieder schritt und bei „tournez le dos“ Kehrt machte. Erinnerlich ist mir auch noch folgender Reigen:

Es regnet auf der Brücke, und ich werd' nass,
Ich habe was vergessen und weiss nicht was.
Schönste Jungfrau hübsch und fein,
Wir laden dich zum Tanze ein:
Dis-moi oui, dis-moi non, dis-moi si tu m'aimes (bis)!
Si c'est oui, c'est l'espérance,
Si c'est non, c'est la souffrance,
Dis-moi oui, dis-moi non, dis moi ou non!

worauf das im Kreise befindliche Kind antwortet:

Je te dis oui, je te dis non, je te dis que j'taime,
Je te dis oui et non, je te que oui (non)!

Doch halt: Vor diesem etwas schwereren Reigen belustigten mich sicherlich die Verschen, welche das Hopsen und Reiten auf Vaters oder Onkels Knien begleiteten, so das allbekannte

Rite, rite, Rössli, z'Baden isch es Schlössli...

oder

Hanselima het Höseli a, s'Chäppli uf der Site...,

dann aber das fröhlichste von allen:

Wibi, wäbi, wupp,
D's Wäbers Ching si blutt.
Si hocken uf em Stüehli
und blätzen ihri Schüehli,
Si hocken uf em Öfeli
und blätzen ihri Höseli. —
Da chunnt es wiisses Chätzli
und nimmt ne ihri Blätzli,
Springt höch, höch übere Baum uf,
Aenen abe is Wirtshus
und trinkt alli, alli Glesli us.

Ja ja, ich entsinne mich noch sehr gut des Eindrucks, den mir die letzte Zeile „trinkt alli, alli Glesli us“ hinterliess, ich wollte es immer wieder hören. Auch das „wiisse Chätzli“, denn ein solches hatte ich damals als Spielkameraden, lebt noch in meinem Gedächtnis weiter. Vielleicht auch, weil ich es aus lauter Liebe erdrückt und gar schrecklich beweint haben soll! Oder, weil ein lustiges Scheltsprüchlein mir im Ohre wiederklingt:

Aber nei au, Büssi,
Mi seit doch au: Excüsi!
Meinsch allewil s'schönscht Plätzli
Sig nume fürs Chätzli.

O, weh! Es ergeht mir nun wie dem Zauberlehrling. Ich werde die Geister, die ich rief, nicht mehr los.

Seht! Eine Schnecke kriecht über den Weg. Sie muss uns Kinder irgendwie gemerkt haben. Sie zieht die Hörner ein. Die aber wollen wir sehen. Wofür hat man denn Zaubersprüche?

Corne, biborne, montre-moi tes cornes!
Si tu ne les montres pas,
Je te tue dans ta maison (sous ton toit).

Das deutsche Gegenstück im Zauberspruch erfahren wir in folgendem:

Schnägge, Schnäggehüsi
Zeig mer dini Pfüsi,
zeig mer dini Vierihorn,
Sünsch schla di in e Heckedorn!

oder in der Maikäferzeit:

Maikäfer flieg!
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer, flieg!

Beim „au chicat-(Tschiggli-)spielen“ verwendeten wir zum Abzählen entweder

Änedi, dānedi, rubidira,
Rubedirabedi — bolle.

oder

Une boule, deux boules, trois boules,
roule!

Überall also erlebte ich bei gleichen Anlässen deutsche und französische Sprachform, zwar mit einer nennenswerten Ausnahme — im Gebet. Bis zu der Zeit, da ich in der Sonntagsschule das Vaterunser erlernte, kannte ich kein anderes Gebetlein als

I ghöre nes Glöggli, es lütet so nätt,
D'r Tag isch vergange, jetz gan i is Bett;
Im Bett tuen i bätte und schlofe druf i,
Dr Liebgott im Himmel wird wohl bimer si.
Amen.

Das französisch gesprochene Vaterunser ging mir je und je nur von den Lippen, das deutsche jedoch, welches mich die Mutter lehrte, floss mir aus dem Herzen. Scheint dies bei so harmonischer Ausbildung beider Sprachen merkwürdig? Nein, denn so lange ich lebe, ist mir das Berndeutsche und das Schriftdeutsche Ausdrucksmittel des Tiefen, Ernsten, Gehaltvollen gewesen. Liebe, Trauer, Anbetung fanden nur in ihm Worte. Und das Französische? Lust und Leid, Spiel und Höflichkeit! Es war mir stets Musik und Jugenderinnerung. Doch davon später.

All den Sprüchen, Verschen und Liedern — sie liessen sich noch um das Doppelte vermehren — schulde ich unendlichen Dank. Sie lehrten mich in beiden Sprachen denken und fühlen, sie bereicherten meinen Wortschatz und blieben mir zeitlebens ein köstliches Sprach- und Herzensgut.

Wenn ich nun an andere sprachliche Einflüsse denke, so höre ich, als ob es gestern gewesen wäre, eine meiner besonders zweisprachigen Tanten (sie wohnt au Crêt, nume d'Stäge uf, au premier):

Eh bien! s'isch es Malheur mit däm Bueb, er
macht eim gäng söttigi Sottise ane.
Er muess per Force alles z'sens d'sus d'sous mache.
Er isch en unverbesserliche Polisson. —

Excusez, ich möchte hier nur nebenbei bemerken, dass es mitunter auch meine lieben Cousins betraf, die

hei au Bringue, Embarras oder la Meule gmacht
und hei etliche Faibles gha.

Es war wirklich eine Misère mit — diesen deutsch-französischen Redensarten. Sie reizten uns zum Lachen, obschon sie bei weitem nicht so schlimm waren wie die unserer Bubensprache. Unser „Berndeutsch“ war einmal gespickt mit jenen unzähligen Wörtern auf — ieren, wie: embêtiere, attrappiere, plagiere, raisoniere, brusquiere, gêniere, frappiere, revanchiere, attaquierte, struppiere, trainballiere, rangiere, encouragiere u. a. m.; oder wir streuten recht gute französische Ausdrücke in unsere Mundart ein, so: tant pis, es isch gscheh; tant mieux; ma foi; voilà; quelle horreur, ä Muus; enfin; dis-donc; j'm'en fous; ja nu, comme tu veux u. a., sowie mit Vorliebe die deutsch-französischen fini – fertig, oh vois-nei, grad-juste.

Doch sind alle eben genannten Redensarten und Wörter heilig gegenüber denjenigen, die wir in unser Französisch verflochten:

Regarde-voir, ses culottes sont repletzées!
Quelle schlampe! Qui les a fliquées!
As-tu poutzé tes souliers? Va bloquer le parquet!
Il a trinqué avec papa. Il a pris une bonne schluckée.
Est-ce que Jean le meugue?
Garde, comme il laufe! Nundetchin! (Nom de chien).

oder noch besser:

Il m'a couru après avec un long steck.
Il avançait comme un schneck.
Va mettre tes schlarpes!
Maman, où est la queubeule (Kübel)?
Viens jouer au knecks (Knöpfe)!
Non, j'ai rien qu'des marbres (billes, Märmel).

Was für wunderliche Ausdrücke! Und Satzbildungen! Es ist ein Leichtes, Fehlerbeispiele wie

Regarde-voir, courir après (statt poursuivre),
j'ai rien que (Auslassung des ne),
donnez-moi ce que (statt ce dont) j'ai besoin,

zu vermehren. Neben den alten Germanismen

Descendre en bas, monter en haut, serrer en bas,

finden wir

Je suis été (auch Pariser Arbeiter-Jargon), j'ai s'amusé, jette-le loin, demande-lui la clef, nous recevons oder nous gagnons un prix (statt nous obtenons; in der ganzen französischen Schweiz bis Lyon), j'vais promener, ses dents poussent (statt elle fait des dents); ah, on n'attendait que sur toi!; il veut (statt il va) pleuvoir; qu'est-c'est pour un? u. a. m.

Etwas Alltägliches war auch der Verstoß gegen das Gesetz

Si ... conditionnel.

Man hört oft

Si j'aurais eu le temps, si tu verrais ça.

Doch nicht genug des deutsch-französischen Gemisches. Wir führten in unserem Sprachtum auch Brocken wie sogle (auch zogle), ein Ausruf, mit dem wir uns beim Spielen zum voraus eines Baumes versicherten. Dieser Ausdruck konnte dem Italienischen entnommen sein, welches die beim Bau der Grenchen-Münsterbahn beschäftigten Arbeiter sprachen.

Dem Patois des Berner Jura aber mögen entstammen:

La galuntche (die Schaukel), le beutchain (der Holzapfel), les amergeills (die Maikäfer), les cramias (die jungen, weissen Löwenzahnblättchen, von denen man einen herrlichen Salat bereitet), un striquet de pain (ein Stück...), un gros bôta (Dummkopf), la royée (ein wolkenbruchartiger Regen), une joetch (ein Schlitten) und joetcher (schlitteln), porter à cretchmani (jemanden auf den Hüften tragen).

Es ist selbstverständlich, dass mir die Schule daneben ein sehr gutes Französisch und ein ebonso gutes Deutsch beizubringen bemüht war. Mündlich stellte ich auch wirklich meinen „Mann“, aber schrift-

lich! O jerum, was waren die Schlachtfelder der jungen Eidgenossenschaft gegenüber den roten Aufsatz- und Dictéeseiten meiner Hefte.

Pauvre monsieur Périllard!

Bei einer solchen Grundlage war es nicht verwunderlich, wenn ich, trotz aller Mühe, die sich die Schule gab, vorerst weder in der einen noch in der andern Sprache glänzte. Ich sage vorerst, weil es anders kam, als ich mit meinen Eltern in deutschsprachliches Gebiet und damit in die deutsche Schule übersiedelte. Im Französischen wurde ich der Liebling des Lehrers und der sprachschwachen Kameraden, denen ich bei den Übersetzungen (aus Banderet und Reinhard) half. Hätte ich diesen Abschnitt mit „Leiden und Freuden eines Zweisprachigen“ überschrieben, so dürfte ich diesen neuen Zustand zu den Freuden zählen, denn Anerkennung schafft Freude — aber sie zieht auch die Einbildung gross. Vorläufig war noch ein Dämpfer vorhanden. — Im Deutschen war ich wohl lebhaft im Ausdruck, besass eine feinere Aussprache, aber was ich schrieb, strotzte von Wort- und Satzfehlern. Und die Grammatik, o diese elende Deklination! dieser Kampf mit Akkusativ und Nominativ, mit der richtigen Anwendung der Vorwörter! All dies wollte mir um keinen Preis in den Kopf. Später, in der Kantonsschule, halfen, rein mechanisch, Privatstunden nach. Ich muss bekennen, dass mich die Sprachmängel bis auf die Hochschule verfolgten. Mein verehrter Deutschlehrer, der mich zu dieser Skizze aufmunterte, weiss, mit welchem Kraftaufwand ich anhand seiner „Sprachschule für Berner“ den Kampf um ein gutes Deutsch führen musste. Und im Mündlichen? Durfte ich mich mit obenerwähnter Einbildung zufrieden geben? War ich nicht von jenen verwünschten Hemmungen geplagt: *Le mot s. v. pl., le mot!* Der richtige Ausdruck fehlte mir augenblicklich. Wie sagt man nur deutsch? *dites-moi l'expression!*? Und doch hiess es überall, als ich die bösesten Mängel eben erst abgelegt hatte: *Il parle aussi bien le français que l'allemand!* Die Umwelt betrog mich. Ich wusste es besser.

Der Grenzdienst, der gerade in meine Studien fiel, war für mich ein steter Fühlungswechsel mit Deutsch- und Welschschweizern. Diesem Wechsel verdanke ich meiner Zweisprachigkeit. In dieser Zeit offenbarte sich mir zum erstenmal deutlich, was mir während der Schuljahre und unter gleichaltrigen Kameraden nicht zum Bewusstsein kam. Ich machte die Entdeckung, dass ich innerlich zu keiner Sprachgemeinschaft ganz gehörte: Mein äusseres Gebahren war welsch, mein Sinnen und Denken deutsch. So fühlte ich mich denn während des Militärdienstes, wo das Denken meist nur hinderlich ist, bei den welschen Truppen eher zu Hause als bei den deutschen.

Die Sprache des welschen Füsiliers zauberte mein Jugendland herauf, ich fühlte mich knabenhaft jung, verschmolz durch die Erinnerung scheinbar mit dem „*Homme de la rue*“. Wohl wurde ich öfters durch dessen hässliches Treiben und Reden aus meinen Träumen gerissen, aber mein Französisch, das sich in Gesprächen mit meinen sternchengeschmückten Kameraden immer als wort- und formenarm

erwies, drängte mich stets wieder zu den meist noch in den Kinderschuhen der Sprache Stehenden. Waren sie nicht zugegen, dann fühlte ich mich vereinsamt. Unter diesem Missverhältnis büsste ich meine Selbstüberschätzung ein, doch ich begrub sie auch und fand dadurch Kraft zur Vertiefung und Erweiterung meiner französischen Sprachkenntnisse.

Was mir am Welschen gefiel, war das ungehemmte Sichaussprechen. Es ist dies ein Wesenszug, den ich bei den deutschsprechenden Soldaten vermisste, unter denen ich zum Vaterlandsverteidiger heranwuchs. Unter Deutschsprechenden sehnte ich mich immer nach geistiger Betätigung, nach Aussprache über innere Geschehnisse. Ich empfand auch einen wahren Offenbarungstrieb, den ich bei den Welschredenden nie verspürte. Im „deutschen Tornister“ trug ich das Reklamebändchen: Schwegler, die Geschichte der Philosophie, und Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit; im „welschen Havresac“ ein Liederbüchlein. Für all das, was mich damals bewegte, hatten die deutschsprechenden Soldaten keinen Sinn, und so fühlte ich mich von ihrer mir armselig erscheinenden Gedankenwelt und Sprache abgestossen. Auch an diesem Missverhältnis trug mein Sprachempfinden die Hauptschule. Denn mein Berndeutsch war in jugendlichem Kampf vertieft und als teuer erworbenes Gut durch alle Fährnisse hindurch gerettet worden, und meine fast ausschliesslich deutschen Studien hatten mir einen reichen wissenschaftlichen Schatz an Wörtern, Formen und Inhalt geschaffen.

Kurz gesagt! Beim welschen Soldaten fühlte ich mich wohl, weil ich seine Jugendsprache kannte; beim deutschen wünschte ich die verfeinerte Sprache des Gebildeten, an die ich durch meine Studien gewöhnt war, und fand sie nicht. Daher die Missverhältnisse.

Aber noch eine Kluft kannte ich, sie ist jetzt leicht überbrückt, sie liegt — zwischen Berndeutsch und Neuhochdeutsch —. „Was, die Gottschedianer haben unseres Hallers Sprache verunglimpft? Welche Vermessenheit!“ Ich barst damals vor heiligem Zorn und studentenhaftem Eifer im deutschen Proseminar. „Hallers Sprache ist im wurzelkräftigsten Dialekt unseres Vaterlandes verankert, noch genährt vom Alt- und Mittelhochdeutschen!“

Dieser letzte Kampf um die Überbrückung zweier so nahe verwandter Sprachen, ein Kampf gegen Windmühlen, wenn ihr wollt, gereichte mir zum Segen. Eine Sprache, das Berndeutsch, ist mir zur Heimat geworden. Ihr zu Ehren musste auch eine annehmbare „Schriftsprache“ gesprochen und geschrieben werden.

Soll ich nun noch die Schlussfolgerung aus all dem Gesagten ziehen? — Sie ist gezogen durch diese einzige Frage: Darf ein Kind, ohne des Schicksals Forderung, eines einzigen unanfechtbaren Vorteils, der Aussprache willen, solchen Schwierigkeiten sprachlicher und wohl auch sittlicher Art ausgesetzt werden?